

Die Bilderkrieger

von Uli Preuss



"Jeder Fotograf träumt davon, ein Foto zu machen, das den Krieg beendet", sagte Maks Levin im Laufe seiner 40 Jahre Leben. Später wurde der ukrainische Kriegsfotograf selbst ein Opfer seiner Kriege. Im Zentrum für verfolgte Künste sind seine Bilder zu sehen, mahnen und geben manche Antwort auf unsere Frage: "Warum?". Dabei gibt es die Kriegsfotografie schon seit 1856. Tausende Kriegsjournalisten starben seither wie Maks Levin im Kampf um die Wahrheit. Dieser Vortrag leistet einen kleinen Beitrag und erinnert an viel zu viele, die mit der Kamera in der Hand umkamen. Der Förderkreis des Zentrums für verfolgte Künste hat die Ausstellung „Deadlines“ mit 40 Bildern des getöteten Fotografen Maks Levin unterstützt. Der Vortrag „Die Bilderkrieger“ wurde im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „Deadlines“ am 28. April 2022 von Uli Preuss, Vorstandsmitglied im Förderkreis des Zentrums für verfolgte Künste, gehalten.

Der Kriegsfotograf Maks Levin ist einer von viel zu vielen Journalisten, die für die Wahrheit ihr Leben ließen. Dieser Text ist Maks Levin und sechs weiteren in der Ukraine getöteten Medienvertretern gewidmet. Einer wie Maks Levin, der für Nachrichtenagenturen wie Reuters, AP, für die BBC oder die Weltgesundheitsorganisation gearbeitet hat, ist nicht irgendwer. Ich habe Maks Levin nicht gekannt. Aber ich weiß, wie er fotografiert hat. Vielleicht bin ich ihm damit ein kleines bisschen näher. Aber auch ich kann nur erahnen, wieviel Strapazen, Gefahren und Ängste er auf sich genommen hat. Maks Levin war ein Profi, ein Schamane mit der Kamera, ein Geschichtenerzähler und eine ehrliche Haut. Einer, ohne den es noch einmal schwieriger werden wird, zu sehen, was da über 2000 Kilometer östlich von uns wirklich passiert. Lassen Sie uns ein wenig an ihn und an die denken, die wie Maks Levin versucht haben, die Kriege dieser Welt ein ganz klein wenig im Zaum zu halten und uns näher zu bringen.

James Nachtwey, der Altmeister einer Fotografie, die wir nur schwer ertragen können, hat von sich gesagt, er sei von einem Kriegsfotografen zu einem Fotografen gegen den Krieg geworden. In der Tat ist es sehr schwer, in Kriegen und Krisen mit der Kamera zu arbeiten, ohne Partei zu ergreifen. Nachtwey nahm Partei ein – gegen Gewalt und gegen den Krieg. Und das ist nur zu verständlich, hat er doch die unfassbarsten Gräueltaten der Welt in vorderster Reihe miterlebt. Kriege in Bosnien, Genozide in Ruanda, Hungersnöte im Sudan und martialisch zugerichtete Opfer von Glaubenskriegern in Afghanistan. Der Amerikaner mit der stets korrekten Kurzhaarfrisur, im Khakihemd mit akkurat aufgekremelten Ärmeln, fotografierte an der Front und hätte doch mit seinem makellosen

Äußeren als kompetenter Kundenberater in irgendeinem Verkauf in den USA arbeiten können.

Doch Nachtwey ist immer noch unser Auge und vielleicht manchmal auch unser schlechtes Gewissen. Ein Virtuose an der Kamera, einer von Tausenden von Kriegsphotografen, die für uns losziehen und uns in unserem gemütlichen Wohnzimmer grausame Dinge zeigen, die wir eigentlich gar nicht sehen wollen. Dennoch werden wir aufgerüttelt. Und hier und da nehmen die Dinge dadurch dann doch eine Wendung wie etwa in Vietnam. Damals waren es Fotos des Massakers von My Lai (**März 1968**), aufgenommen vom Kriegsphotografen Ron Haeberle oder die Bilderserie eines Larry Burrows (**+71 Absturz über Laos**) (**April 1965**), der den weinenden Lance-Corporal James Farley im Life Magazin zeigte. Diese Fotostories, aber besonders das Napalm verbrannte Mädchen, das der AP-Fotograf Nick Ut im südvietnamesischen Dorf Trang Bang fotografierte (**Juni 1972**), sind uns in Erinnerung geblieben und waren wohl journalistischer Druck genug, dass sich ab Ende der 60er Jahre die amerikanische Öffentlichkeit allmählich gegen diesen Mammut-Krieg Vietnam wandte. Der deutsche Journalist und Zeitzeuge Horst Faas erinnerte sich, dass Nick Uts Dokument gegen den Krieg fast nicht an die Öffentlichkeit gelangt wäre, weil die Militärzensur zwar verbrannte Leichen, aber kein nacktes, neunjähriges Mädchen für die Veröffentlichung freigab. Faas damals: „Kim hatte sich vor Schmerzen schreiend die brennenden Kleider vom Leib gerissen.“ Faas fand als AP-Studiodirektor Saigon damals einen Weg, das Foto des Mädchens über Funk in die Welt zu schicken.

Das Militär ließ es nach Vietnam kaum mehr zu, dass Kriegsphotografen frei, überall und unbekümmert ihre Aufnahmen machen konnten. Bis dahin hatten die akkreditierten Fotografen überall und sogar mit Hilfe der Army im Land umherfliegen können. Nach Südostasien gab es neue Regeln. Spätestens im zweiten Irakkrieg waren Kriegsreporter eingebettet und zogen mit den Armeen von Front zur Front. Seitdem hat besonders das US-Militär ein Auge auf „inbedded“ Journalisten und will ganz genau wissen, wo und was fotografiert und gefilmt wird.

Aber was sind Kriegsreporter? Es sind meistens Männer, oft Junggesellen, manchmal Familienväter. Doch seit dem zweiten Weltkrieg gibt es immer mehr Kriegsphotografinnen. Berühmt wurde die in Vietnam umgekommene Fotografin Dickey Chapell oder die in Afghanistan gestorbene Deutsche Anja Niedringhaus. Die amerikanische Kriegsphotografin Hilda Clayton hielt 2013 die Fehlzündung einer Mörsergranate in Afghanistan fest, bei der sie selbst ums Leben kam.

Viele Kriegsphotografen suchen das Abenteuer, manche zwischen den Kämpfen das leichte Leben – wie einst der berühmte Fotograf Robert Capa, der Anfang der 40er Jahre mit Hemingway um die Wette trank und mit dem Hollywoodstar Ingrid Bergmann zwei Jahre liiert war. Und wieder andere wollen mit ihren Bildern Botschaften senden, Druck ausüben, Veränderungen herbeiführen. Einige sind echte Weltbürger, zu Hause auf allen Kontinenten, oft mit Universitätsabschlüssen in Wirtschafts- und Politikwissenschaften oder wie Nachtwey in Kunstgeschichte.

Seit 1854 gibt es Kriegsfotografen. Davor gab es erste Anfertigungen von Bildplatten im mexikanischen-amerikanischen Krieg von 1846. Die ersten richtigen Aufnahmen entstanden im Krimkrieg. Damals fotografierte der Brite Roger Fenton noch gestellte Bilder von Offizieren oder Landschaftsaufnahmen von meist leeren Schlachtfeldern. Beiden Motive sind Langzeitbelichtungen, ihnen fehlt das Einfrieren der Bewegung – ein Mangel der Fototechnik in jener Zeit.

In jedem Fall sind es Bilder, die uns eine vollkommen andere Welt vor Augen halten. Es gibt diese berühmten Fotos wie der „gefallene Soldat“ von Robert Capa im Spanischen Bürgerkrieg oder das eben erwähnte Napalm verbrannte Mädchen, das gottlob überlebt hat und aktuell als längst erwachsene Frau in Kanada wohnt. Bilder dieser Kriegsoffer von einst sind oft unter großen physischen und psychischen Opfern angefertigt. Von Handwerkern, die versuchen, unter widrigen Bedingungen gute Arbeit zu machen, um uns die jährlich rund 25 Kriege dieser Welt ein kleinwenig näher zu bringen. Es sind Millionen Momente, die uns immer wieder berühren. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Ich schaue trotz der Flut an Material immer noch hin und stumpfte nicht ab. Bilder wie diese schaffen Diskussionen, ändern Meinungen und ja, wie in meinem Fall als Friedensdorf-Botschafter sorgen sie auch für Spenden.

Wie viele Journalisten seit 1854 weltweit für ihre Bilder getötet wurden, ist kaum festzuhalten. Allein die beiden Weltkriege machen das Zählen fast unmöglich. Jedes Jahr sterben Dutzende von Journalisten irgendwo in den Kampfgebieten dieser Welt. 38 waren es 2021, über 45 ein Jahr davor. In Indochina allein kamen 135 Bildjournalisten ums Leben. In Vietnam waren es 63 Kriegsberichterstatler. Den traurigen Landesrekord hält der letzte Irakkrieg. In ihm starben 86 Reporter, weitere 38 Medienvertreter wurden entführt. Ein furchtbarer Trend, den die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ bestätigt. Denn immer mehr Journalisten werden gezielt angegriffen und umgebracht. Die deutsche, erfahrene Kriegsfotografin Anja Niedringhaus begleitete die Präsidentschaftswahlen 2014 in Afghanistan und starb. Während der Wahlen in diesem Jahr war es am Hindukusch zu mehr als 20 Attentaten auf Journalisten gekommen. Niedringhaus Mörder war ein sogenannter Innentäter, ein Polizist, der sich mit einem lauten „Aluah Akba“ auf seine Opfer, zwei Reporterinnen, gestürzt hatte.

Seit Beginn des Konfliktes in der Ukraine, den die Russen ja nicht einmal Krieg nennen, sind laut „Reporter ohne Grenzen“ sieben Journalisten gestorben. Und im Moment dieses Vortrages können weitere ums Leben kommen. Einer von ihnen war Maksim Levin, dessen Bilder wir hier sehen dürfen. Das wir das können, ist allein Levin zu verdanken, der sich für diese und andere Bilder immer wieder in Lebensgefahr begab und schließlich 40jährig umkam. Der Metropolit in der Kiewer St. Michaels Kathedrale sagte anlässlich Levins Beisetzung: „Sein Wunsch, die Wahrheit zu zeigen, war ihm wichtiger als die Risiken, denen er sich aussetzte“. Der Lebenspartner von Inna, der Mutter seines jüngsten Kindes und Vater von insgesamt vier Jungen war einer, der die unverschämten Lügen dieses Konfliktes, dieses Krieges in seinem Heimatland aufdecken wollte. Und das nicht erst seit dem jüngsten Konflikt. Levin begleitete die traurige Geschichte des ukrainischen Volkes

schon seit 2014. (Sie sehen hier deshalb auch seine Bilder vom Maidanplatz). Ein genau hinsehender Berichterstatter und ein ukrainischer Staatsbürger im wehrfähigen Alter, dessen Waffe die Kamera war, mit der er schonungslos aufdeckte, was die Gegner bis heute leugnen. Einer, der uns zeigte, dass Wohnhäuser bombardiert, alten Frauen, junge Mütter und kleine Kinder getötet werden. Auch wenn das die russische Seite wieder und wieder dementiert. Levins klaffende, noch rauchende Lücke in dem Wohnkomplex einer zerstörten Vorstadt von Kiew druckte das Magazin *Der Spiegel* auf seinen Titel Anfang März. Wer hier von Fakenews spricht, wird mit diesem Foto schlichtweg entlarvt. Maks Levin wurde letztendlich selber ein Opfer von Mördern, denn die zwei Einschüsse aus einer Handfeuerwaffe lassen keinen anderen Schluss zu und deuten bei Levin keinesfalls auf ihn als Kollateralschaden hin.

Von Robert Capa stammt der Satz: "Wenn deine Bilder nicht gut genug sind, dann bist du nicht nah genug dran." Capa war letztlich ein erfahrener Kriegsberichterstatte. Er soll immer genau entschieden haben, für welchen Krieg er als Fotograf sein Leben riskierte und für welchen nicht. Am 25. Mai 1954 begleitete der 40-Jährige eine französische Einheit im Einsatz gegen kommunistische Vietminh-Soldaten. Dabei ging er etwas abseits in ein Feld, trat auf eine Mine und wurde tödlich verletzt.

Auch James Nachtwey fotografiert nach dieser Maxime immer noch, möglichst dicht am Motiv....! „In Reichweite eines Gewehrkolbens, aufrecht sitzend, den Finger über dem Auslöser schwebend“ beschrieb ihn der Chronist Chris Wright. Nachtwey vermeidet auch heute noch Teleobjektive und spektakuläre Aufnahmestandpunkte; stattdessen bevorzugt er Weitwinkellinsen und begibt sich auf Augenhöhe mit seinem Gegenüber. So ist selbst der Betrachter der Fotos den Opfern oder Tätern bedrückend nah.

Übrigens, im Solinger Stadtteil Widdert wuchs ein junger Mann auf, der durch den Dokumentarfilm „warphotographer“, der wiederum vom Leben Nachtweys handelt, zum Beruf fand. Der Fotograf Daniel Etter bekam 2016 den Pulitzerpreis für die anrührende Aufnahme eines erschöpften Vaters, der sein Kind in einem Flüchtlingsboot umklammert. Ich sprach mit Etter am Karfreitag, da war er in Berlin, kam aus Afghanistan und bereitete gerade eine Reise in die Ukraine vor. Etter ist bekannt dafür, dass er Geschichten abseits des journalistischen Mainstreams sucht. In Afghanistan waren es die alten Warlords und neuen Taliban, die er in der Provinz Bamiam aufsuchte. In der Ukraine wird es wohl die Geschichte der Lokführer sein, die die Flüchtlinge unter Gefahr aus dem Land herausbringen.

Es sei relativ banal, was er bewirken wolle, sagt Etter. „Ich habe nicht die Hoffnung, mit meinen Fotos einen Krieg zu beenden. Das wäre ein viel zu hoher Anspruch. Ich will Menschen berühren, ich will eine emotionale Verbindung schaffen zwischen denen, die ganz woanders leben und den Menschen, die hier sind.“ Etter, der mit seinen Canon-Kameras von Krise zu Krise reist, findet den Ausgleich auf seinem Bauernhof in Nordspanien.

Ähnlich wie einst Don McCullin. Der 1935 geborene britische Fotograf dokumentiert seit den 60er Jahren wie kaum ein anderer die Kriege. Vietnam, Kambodscha, Kongo und El Salvador, Beirut, Biafra, Uganda und Nordirland. McCullin wurde angeschossen, stürzte von Dächern, hatte mehrfach Malaria und überlebte die Inhaftierung in einem Killinghouse des berüchtigten Diktators Idi Ami. Würde man McCullin heute besuchen, würde er stolz sein weitläufiges Anwesen zeigen, durch das ein Bach fließt. In einem Interview mit dem Journalisten Michael Kamber erzählt er stolz vom Wild in seinem Wald, aber auch von den immer wiederkehrenden Albträumen.

Sind Kriegsphotografen hart, werden sie von Einsatz zu Einsatz härter? Der kriegserprobte Franzose Jerome Delay gesteht: „Wir müssen daran arbeiten, unsere Sensibilität nicht zu verlieren. Ich weine oft bei Kinofilmen, ich sollte lieber weinen, wenn ich Bilder von Toten mache.“